



Die Mütter fragt . .

Die Mütter fragt, eh' neuen Krieges Schwelen durch reiches Land die fahle Flamme leckt. Die Mütter fragt, eh' eurer heisern Kehlen entmenschter Schrei das große Sterben weckt.

Die Mütter fragt, die ihrer Leiber Wehen ertragen, damit Hirne fortgedeihen, die ihrer Seele sterngeleuchtetes Flehen den gottgesendet lichten Träumen weihen.

Die Mütter fragt! Steht eine auf und sagt: „Es werde Krieg! Entfesselt das Gemeine!“ Vernichte Tod!! kein Laut sei angeklagt.

Der Mütter Schweigen gleicht dem der Steine. Hans Franke.

Persiens neue politische Bedeutung.

Von Walter Dehne.

Tabris ist von türkischen Truppen besetzt. Diese Meldung der letzten osmanischen Heeresberichte hat von neuem die Aufmerksamkeit auf Persien gelenkt. Ein neuer Kriegsschauplatz ist im Entstehen. Die Engländer greifen nach den Angriffen auf Gallipoli, Syrien und Mesopotamien an einer vierten Stelle Gebiete des Islams an, die türkischen Truppen verlegen ihnen zum vierten Male den Weg. Für den Politiker bedeutet diese neue Kriegshose die letzte Bestätigung dafür, daß für England das Hauptgewicht dieses Krieges im Orient liegt. England schließt in Persien den erdroffelnden Gürtel, den es um die Länder des Islams schlingt, um auf diese Weise seine beiden wertvollsten Kolonien Indien und Ägypten ein für allemal zu sichern. Es ist notwendig, immer von neuem zu betonen, daß der Islam für England, als den Besitzer Indiens und Ägyptens, der Todfeind ist, mit dem es kein Vorkommen geben kann. Jedes Erstarken der islamischen Staaten bedeutet eine Bedrohung Englands an seinem Lebensnerv in Indien und Ägypten. Deshalb hat England in der neuen panislamitischen Bewegung eine große neue Gefahr erkannt, der es rechtzeitig mit allen Mitteln begegnet.

Die Erstarkung der panislamitischen Bewegung wird wohl kaum noch von einem Orientkenner bestritten. Obwohl die Bewegung der starken religiösen Momente nicht entbehrt, sind die Beweggründe doch unter dem religiösen Mantel mehr politischer und wirtschaftlicher Natur, wodurch die Bewegung eine breitere Basis erhält, als wenn sie allein auf die religiöse Idee gegründet wäre. In allen Ländern des Islams gewinnt die Erkenntnis Raum, daß die wirtschaftliche Erstarkung und Verjüngung, die Befreiung von fremder politischer Bevormundung nur durch engsten wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß erreicht werden kann, nach Art der großen Völker-Wirtschaftsbündnisse, die die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung vorschreiben scheint, und die eine gewisse weltwirtschaftliche Einheit in bezug auf Rohstoffe und Produktion be-

deuten, wie sie Continental-Europa einerseits und der anglo-amerikanische Block andererseits darstellen würden.

Es liegt im System der englischen Politik, dieser panislamitischen Bewegung auf alle Weise Rechnung zu tragen: Gelingt es nicht, die Bildung eines großen islamitischen Wirtschaftsblocks zu verhindern, so muß dieser für England gewonnen werden. Deshalb erklären die englischen Minister und Parlamentarier, die Presse und die wissenschaftlichen Zeitschriften ihre Sympathie mit der Bewegung und jagen unter dem Deckmantel der Unterstützung Zwietracht in die Völker, in kluger Weise die natürlichen Gegensätze zwischen Arabern und Türken, Türken und Persern benutzend. So bringen englische Zeitschriften bereits Kartenskizzen, in denen Mekka und Medina als selbständiger Kirchenstaat unter englischem „Schutze“ bezeichnet sind, um auf diese Art unter dem Schein patronisierender Förderung den alten Streit um den Besitz der heiligen Stätten zwischen Arabern und Türken neu zu entflammen. Englische Agenten versuchen in Persien den alten religiösen Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten, der fast als vergessen gelten kann, wieder zu beleben.

Man sollte annehmen, daß innerhalb des Islams die Erkenntnis allgemein wäre, daß England stets nur auf Niederhaltung des islamitischen Orients bedacht sein kann. Leider ist dem nicht so. Die Araber sind während des Krieges fast völlig mit englischem Golde bestochen und infolgedessen ganz englandfreundlich gesinnt. Bei der Bankrotmütigkeit und politischen Unzuverlässigkeit dieser Stämme ist das keine sichere Garantie, aber doch ein Hindernis auf dem Wege zur panislamitischen Verständigung. Selbst in der Türkei, wo wir die Möglichkeit haben, kulturpolitisch aufklärend zu wirken, ist es noch nicht endgültig gelungen, die Bevölkerung von der Zweideutigkeit englischer Orientpolitik zu überzeugen. In Persien hat erst der Krieg selbst diesen Männern der Intelligenz die Augen geöffnet und die Zahl derer, die noch heute das Heil Persiens aus Englands Hand erwarten, ist nicht gering. Zwar die Bevölkerung Nord- und Zentral-Persien hat während des Krieges zu deutlich die ententistlichen Uebergriffe fühlen müssen, um noch Sympathie für England aufbringen zu können. Anders aber liegen die Dinge in Süd-Persien, wo englisches Kapital die reichen Oelfelder ertragreich gemacht hat. Aufgabe der deutschen Kulturmissionen ist es, den islamischen Orient über die englische Gefahr völlig aufzuklären.

Wenn England heute nach Zentral- und Nord-Persien greift, so tut es das nicht nur deshalb, weil das nach dem Artikel X des Brester Friedensvertrages erfolgte Abtreten Rußlands vom Schouplah Persien ihm freie Hand gibt, sein „Glacis“ für Indien zu erweitern, sondern um auch an dieser Stelle die panislamitische Bewegung anzugreifen. In Persien hat man früher dieser Strömung sehr skeptisch gegenübergestanden, da man in ihr bei der imperialistischen Tendenz der antokratischen türkischen Regierung lediglich den Nachwirkungen der türkischen Selbstherrlichkeit sah. Seit der jungtürkischen Revolution und seitdem die Türkei eine Verfassung mit verantwortlicher Regierung und Parlament hat, sind diese Bedenken verblasst und dürfen jetzt, nachdem die Türkei die Neutralität Persiens unter ihre Kriegsziele aufgenommen hat, völlig verschwinden. Durch die innere Umgestaltung der Türkei hat eben die ganze panislamitische Bewegung ein anderes Gesicht bekommen. Die Türkei ist zurzeit und auf Jahrzehnte nach dem Kriege mit der Gesundung ihrer Finanzen, mit der Stärkung ihrer wirtschaftlichen Kraft, mit inneren Reformen, mit Steuer-, Boden- und Agrarreform so stark beschäftigt, daß nicht nur ihr Uebergewicht in panislamitischen Fragen nicht zu befürchten

ist, sondern daß sie auch zur Führung innerhalb des entstehenden panislamitischen Blocks unfähig und ungeeignet scheint.

Das Schwergewicht der panislamitischen Bewegung ver-schiebt sich mehr und mehr nach dem Osten. Die jungen und reichen Staaten des Kaukasus werden die Träger der Führerschaft im panislamitischen Bunde werden. Die Entstehung der kaukasischen Republiken ist der erste Schritt in dieser Entwicklung. Auf diese Weise rückt aber Persien geographisch näher an die Zentralstellen der Islambewegung. Das bedeutet für Persien nicht nur eine Stärkung der panislamitischen Idee, das hat zur Folge eine völlig neue politische Stellung Persiens im islamitischen Orient. Persien ist nicht mehr ein vergessener östlicher Vorposten der Türkei, es gewinnt eigene politische Existenzberechtigung, es tritt an politischer Bedeutung der Türkei ebenbürtig zur Seite, ist vielleicht infolge seiner Bodenschätze und seines Reichtums zur Teilhaberschaft an der Führung mitbestimmt.

Die Politik der Mittelmächte hat der Neugestaltung dieser Orientfragen im Artikel X des Brester Friedensvertrages, der die Unabhängigkeit Persiens garantiert, bereits Rechnung getragen und sich dadurch dankbare Anerkennung in Persien erworben. Leider läßt die Politik dann wie so oft ihre fernere Konsequenz vermissen. Die Abtretung Batums an die Türken ist infolgedessen ein schwerer Fehler unserer Orientpolitik, ob sie geeignet ist, neue türkisch-russische Konfliktstoffe zu schaffen. Die Lage der kaukasischen Staaten und ihre Zukunft bedingen die Ablehnung an den ehemaligen Mutterstaat, an Rußland. Rußland kann an dieser Stelle ein Förderer oder Hinderer der panislamitischen Bewegung werden. Wenn man ihm durch Schaffung neuer russisch-türkischer Gegensätze das Interesse an dieser Bewegung verkleinert, so kommt es an dieser Stelle als sehr wichtiger Gegner in Frage. Wir haben aber, da wir selbst auf Annexionen verzichten, keine Ursache um der Annexionsgelüste unserer Bundesgenossen willen, die Erfolge unserer Orientpolitik aufs Spiel zu setzen. Da alle diese Ost- und Orientfragen durch die bisherigen Friedensschlüsse ja kaum endgültig gelöst sein dürften, ist bei späteren Verhandlungen Gelegenheit zur Revision gegeben. Denn das darf nicht vergessen werden: wer politischen Anschluß an den panislamitischen Block sucht und dessen Entwicklung fördern will, bedarf dazu der Freundschaft Rußlands. Andererseits bedeutet eben dieser Block für Kontinental-Europa den Ball gegen den englischen Angriff vom Süden und eine stete Bedrohung englischer Lebensinteressen in Ägypten und Indien.

Die deutsche Orientpolitik wird also ihr Augenmerk nicht nur auf die Entwicklung der Dinge am Kaukasus richten, nicht nur die dort entstehenden christlichen, sondern auch die mohamedanischen Staaten begrüßen und vor allem der neuen politischen Stellung Persiens Rechnung tragen müssen. Es wird dies um so leichter sein, als unser wirtschaftliches Interesse an Persien sehr groß ist. Deutsches Kapital wird um eigenen Gewinnes willen, deutsche Industrie neuer Rohstoffe wegen zur wirtschaftlichen Entwicklung des neuen Persien beitragen. Aufgabe der deutschen Politik wird es sein, Persien durch das Vertrauen in die unbedingte Wahrung seiner Unabhängigkeit und Neutralität die nötige politische Sicherheit zu geben. Es wäre deshalb ein Verfahren zu wünschen, durch das verhindert wird, daß später die Türkei aus ihrer dortigen Aktion Ansprüche auf persische Gebietsabtretungen ableitet. Die Herstellung eines gewissen Gleichgewichtes zwischen Persien und der Türkei gehört eben auch zu den Aufgaben deutscher Orientpolitik. Die Erfüllung dieser Aufgabe kann uns um so weniger schwer fallen, als Persien für unsere Wirtschaftspolitik kaum geringere Bedeutung erlangen wird als die Türkei.

Der Maulwurfshügel.

Von Hermann Dorn.

Der Kaufmann und Agent hatte sich noch vielen vergeblichen Versuchen, etwas zu erreichen, mit den Trümmern seines Vermögens eine Kohlenhandlung gekauft. Sie lag mit einem grauen Bretterzaun umgeben weit draußen, wo die Riesenstadt in Feld und Wald übergeht und ihr überflüssiges Gerümpel und altmodische Stücke ablegt und aufbewahrt. Alte, baufällige Häuschen, Lagerstuppen, verwilderte Bauwerke standen und lagen unher, zuweilen ragten unheimlich hohe, fahle Brandmauern neuer Mietshäuser, die schon wieder den Eindruck des Verfallenen machten, und nur selten gab es einen gepflegten Garten oder eine kleine Vorstadtvilla zu sehen.

Der schon allerbeste Mann hatte sich beim Bier verspätet und gerade noch die letzte Elektrische bekommen. Nun schritt er im ungewissen Mondlicht zwischen den kahlen Bäumen der einsigen Landstraße entlang, in deren Nähe sein Grundstück lag.

Er hatte etwas viel getrunken, und so kam er rascher als gewöhnlich über die Böschung hinab auf den Fußweg, der über die Baufläche nach seiner Wohnung führte. Es waren zerfallene, aufgewühlte Wiesen, deren braunes Gras des Vorfrühlings er im Mondschein gewahrte, und hohe Haufen von Unrat und Bauabfälle, die man hierher geführt hatte.

Wie er noch ein wenig unruhig und schwankend vom Schwung des Herunterlaufens da stand, gewahrte er auf einmal einen kleinen Haufen Erde vor sich. Er war tiefenschwarz und bewachte sich zitternd im Mondlicht.

Der Maulwurf war allem Anschein nach noch an seinem stillen, nächtlichen Werk, denn der kleine Hügel schien unheimlich lebend aus der Erde aufzusprudeln, und auf einmal glänzte auf seiner Oberfläche etwas.

Den Mann hatte der Anblick dieses Vorganges merkwürdig aufgeregt, und als er sich bückte, und in dem Glänzenden eine abgebrochene, messingene Sündemarke erkannte, legte sich eine

angstvolle Bangigkeit über die Ungebundenheit seiner berauschten Sinne, er fühlte einen kleinen stechenden Schmerz und aus ihm wühlte sich zitternd die Qual eines Erlebnisses, das voriges Jahr um dieselbe Zeit hier an dieser Stelle seinen Ausgang genommen und zog wie ein böser Dunst in die Nacht ab.

Sorgenvoll war er damals über seinen Blickern gesehnen, als er auf einmal beim Aufblicken über diesen Weg einen kurzen, untersehten, dicken Mann gesehen hatte.

Der taumelte dahin und führte an der Deine einen schönen, hohen langbeinigen Hund. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, zog das Tier an sich heran und gab ihm schroffe Stoßschläge. Wie er diese Wölkung hier hinauf wollte, fiel er in seiner Trunkenheit über den Hund, hielt das arme Tier am Boden fest, und wollte nicht mehr aufhören mit Schlagen.

Es war ein grauenhaftes Bild gewesen, das unschuldige Leiden des schönen Tieres, von dem nur manchmal der Wind einen verdallenden Segelton bis zu ihm herübergetragen hatte, und es war um so aufregender, als ein paar Leute mit der Haltung gierig Schaulustiger daneben gestanden hatten.

Ein qualvoller Jörn hatte sich des Kohlenhändlers bemächtigt. Er war aufgefahren und an die Tür geißt. Dort aber hatte finstere Geißeln ihn festgehalten.

„Du hatte er sich gesagt, was soll das alles? — Bis du hinüberkommst, ist der Kerl schon in seiner Villa, und bezieht er nicht Holz und Kohlen von dir? — So — ha — hast du denn das Recht, ihm zu sagen, was er für einer ist, und wo dir das Geld so schon am Hals hängt?“

So hatte er seinen Schmerz und Jörn in sich begraben, hatte finster und traurig auf seine Bücher geblickt, deren Inhalt sich für heute nimmer zusammenbringen lassen wollte und hatte das Fenster verhängt.

An demselben Tage, aber mittags bei Tisch, hatte eines seiner Kinder einen Teller zerbrochen.

Da war er wie gestochen wild aufgefahren. „Tiere,“ hatte er geäußert, „ich mache mich wegen Euch kaputt, und Ihr kümmert Euch um nichts! — Bin ich nicht auch ein Mensch — braucht man das anzusehen? — Es ist eine rohe Gemeinheit!“

Die Kinder waren über diesen Ausbruch zitternd dagehessen und seine forgnähere und bleiche Frau hatte kein Wort gesprochen, sondern nur bitter vor sich hingesehnen.

Da war er vom Tisch aufgesprungen und hinausgelaufen.

Es war ein schwerer Tag gewesen, der lange seine Folgen gezeigt hatte. Als der Kohlenhändler dies alles noch einmal in sich gefühlt und geschaut hatte, schien es von ihm gegangen, und er fühlte sich frei und beweglich, ballte die Faust nach dem Hause jenes Hundebesitzers und schrie: „Du verdammter Lump!“ und begann auf einmal ohne weiteres schöne, runde Steine zu sammeln, die gerade das rechte Gewicht zum Werfen hatten.

Jener kurze dicke Mann aber wohnte in einer der kleinen Villen.

Dorthin wandte er sich gemächlichen Schrittes, bis er vor einem eisernen Gitter stand.

Das Haus lag vielleicht zehn Schritte dahinter, und seine Fenster glänzten schwarz in der Nacht.

Der Kohlenhändler lachte mit ingrimmiger Behaglichkeit vor sich hin, dann warf er ohne irgendwelche Bedenken weit ausholend seine Steine in die Scheiben. Es krachte dumpf, und zuweilen war ein Klirren zu vernehmen.

Als er befriedigt und klärend heimging, hörte er noch, wie ein Fensterflügel geöffnet wurde, und das Glas klirrend herunterfiel.

Aber er war doch gesehen und erkannt worden und kam vor Gericht.

Er sagte dort aus, er wisse nicht, wie er dazu gekommen sei, folches zu tun, und er müsse wohl betrunken gewesen sein. Man wies ihm jedoch hartnäckig nach, daß sein Zustand nicht derart gewesen sein könnte.

Da erzählte er, in die Enge getrieben, die Geschichte von dem Hunde und dem Maulwurfshügel.

Der kurze dicke Mann erklärte jedoch adäselzend, davon wisse er nichts, es müsse wohl geschehen sein, weil er dem Kohlenhändler einmal einen Abzug an der Rechnung gemacht habe.

Diesen Nachsatz verstand man sofort und das Gericht verurteilte den Angeklagten auch demgemäß schwer.

Das tausendjährige Reich.

Von H. Müller-Lyer.

Wenn wir einen Blick über die Völker des europäischen-amerikanischen Kulturkreises werfen, so bemerken wir, daß diese Völker zwar in einem solchen wirtschaftlichen Aufschwung begriffen sind, daß sie sich aber auf allen anderen Kulturgebieten in einem Zustand normier Unordnung und Verwirrung befinden. Die Familie ist in Verlegung geraten und bietet dem Einzelnen keinen festen Halt, keine sichere Heimat mehr. Unsere Erziehung und Volkshildung wird von allen großen Pädagogen als durchaus rückständig und reformbedürftig betrachtet. Die Geburtenziffer ist überall in deutlicher Abnahme und es droht die Gefahr des „Massenelbstmordes“. Durch die unbegrenzte Erbfolge, die früher völlig be- rechtigt war, ist das Volk in zwei Klassen gespalten; während eine Oberklasse von Leberreichen in medler Gemüthlichkeit entartet, verdirbt die Unterklasse in unwürdiger Erniedrigung und Entbehrung. Ein erbitterter Klassenkampf ist entbrannt, und immer drohender durch- dringt die Stimme des Sozialismus unter Jährhundert. Die theo- logischen Religionen, die ehemals das Gemüth so warm wiegten und die Volksgenossen in einem einheitlichen Gedanken- und Ge- fühlskreise verbanden, sind in offenkundiger Auflösung. Und um der furchtbaren Verwirrung die Krone aufzusetzen, so haben sich die höchstgeistigen Völker Europas den Krieg angelegt, um sich wie wilde Bestien zu zerfleischen, und ein jahrelanges Vorden und Schlachten, Vrennen und Zerstören ist in dem unglücklichen Erdteil ausgebrochen.

Die tiefere soziologische Ursache dieser ungeheuren Unordnung liegt in dem Aufkommen einer neuen Wirtschaft. Durch die Er- findung der Arbeitsmaschinen, durch den Sieg des Kapitalismus, durch den Uebergang der Eigenproduktion in Warenproduktion ist unsere Wirtschaft auf eine neue und höhere Grundlage, auf eine neue Stufe hinaufgehoben worden, und der Uebergang geschah (besonders im 19. Jahrhundert) so jäh, daß die moderne Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttert wurde. Infolgedessen muß nun unsere ge- samte übrige Kultur auf dieser neuen Grundlage vollständig neu aufgebaut und ihr angepaßt werden. Wir sind gleichsam in einem ungeheuren Umzug begriffen, alles muß umgeordnet und neu ge- ordnet werden. Nichts von den alten Einrichtungen paßt nun mehr zu der neuen Wohnstätt; von unseren Umgangsformen, von unseren Kleidern, von bis hinauf zu unserem Strafrecht und unseren höchsten religiösen Werten muß alles, gerade wie vorher die Wirk- lichkeit, ebenfalls auf eine neue höhere Stufe hinaufgehoben werden. Unsere Familienverfassung, unsere Volkshildung, unser Klassen- system, unser Recht, unsere Moral, unsere Kunst, unsere Religion, und vor allem unsere internationalen Beziehungen, sie alle müssen nun zu höheren Formen entwickelt werden, wenn wir uns wieder geordnet und harmonischer Zustände erfreuen und uns auf der neuen Kulturstufe heimisch fühlen sollen. Und gerade für die Aus- gestaltung aller dieser Einrichtungen geben uns die Richtungslinien der Kulturbewegung die wertvollsten Fingerzeige.

Uebersetzen wir nun das Gesagte in die Sprache der „Phasen- methode“ (die Müller-Lyer eigenartige Uebersetzung der Aufwärts- bewegung), so heißt es: Eine jähe „aufsteigende“ (d. h. wirtschaft- liche) Entwicklung hat unsere gesamte Kultur in hochgradige Un- ordnung gebracht, und es bedarf nun einer langen „lateralen“ (wörtlich: seitlichen, d. h. in die Breite gehenden) Entwicklung, um diese Unordnung und Verwirrung auf der neuen und höheren Basis wieder in Ordnung und Harmonie umzuwandeln.

Es erhebt sich also die Frage, ob Aussicht besteht, daß wir einer solchen langdauernden ungestörten lateralen Entwicklung entgegengehen dürfen. Selbstverständlich ist eine bestimmte Vorher- sage, eine Trophezeitung darüber nicht möglich. Wenn wir aber den gegenwärtigen Kulturzustand auf diesen Punkt unterfuchen, so scheint allerdings eine große Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß uns eine sehr lange laterale Entwicklung bevorsteht, ja man darf vielleicht sogar die Vermutung wagen, daß die jetzige auf- steigende Entwicklung die letzte ist, die auf Erden erreicht werden kann, daß wir also in dieser Beziehung in eine Art „Dauerstadium“ geraten werden, in dem nun nur noch eine laterale Entwicklung weiterhin stattfinden wird.

Die Gründe, die eine solche, auf den ersten Blick allerdings sehr dünne Vermutung berechtigt erscheinen lassen, sind ungefähr folgende:

1. In der Nahrungsproduktion sind gewiß noch große und wichtige Fortschritte zu erwarten; aber auch selbst, wenn es ge- länge, Nahrungsmittel synthetisch, auf chemischem Wege herzustellen, würde diese „künstliche“ Produktion von Nahrungsmitteln kaum als epochemachende Erfindung wirken können, vielmehr werden wahr- scheinlich alle weiteren noch möglichen Fortschritte in der Richtung einer gradweisen und quantitativen Verbesserung der bereits be- kannten Methoden liegen; also in Verbesserungen des Ackerbaus, Gartenbaus, der Tierzucht usw.

2. Auch die Arbeitsorganisation ist in das Zeichen des denkbar höchsten Prinzips eingetreten; dies Prinzip heißt universale Koo- peration oder Arbeitsgesellschaftung. In unserer Zeit der Warenproduktion arbeitet fast keiner mehr für sich, d. h. für seinen eigenen Bedarf, sondern jeder für alle und alle für jeden. — Die privatkapitalistische Warenproduktion wird allerdings vermuthlich in die sozialistische Bedarfsdeckungswirtschaft übergeführt werden; durch die Konsumtengenosenschaft und das Umschlagreifen der staats- sozialistischen Betriebe ist dazu bereits ein ganz gewaltiger Anlauf gemacht worden. Aber eine neue epochemachende Produktionsart würde auch dadurch nicht geschaffen werden, wohl aber eine gerechtere Verteilung der Arbeitsprodukte.

3. Das wichtigste Glied der Arbeitsorganisation, die Arbeits- teilung oder Differenzierung, kann nicht ins Endlose getrieben werden; sie muß irgendwann und irgendwo eine obere Grenze finden. Denn es erscheint unmöglich, die menschliche Tätigkeit end- los zu spalten.

4. In der inneren Politik ist der Klassenkampf bei den höchst- entwickelten Völkern an seinem letzten Stadium angelangt. Nach- dem früher die beiden ersten Stände (Adel und Geistlichkeit) ge- herrscht hatten, gelang dem dritten Stand, dem Bürgertum die Befreiung, und in unserer Zeit ist es der vierte und letzte Stand, der um seine Gleichberechtigung kämpft. Mit dem Sieg des vierten Standes ist aber das gesamte Klassensystem überwunden, keine neue Klasse kann nunmehr die Ordnung stören; und wenn auch das demokratische Prinzip noch eine lange laterale Entwicklung vor sich hat, so ist es aber doch für die innere Entwicklung das denkbar letzte.

5. In ähnlicher Weise ist in der äußeren Politik das Kampf- gebiet durch unüberwindliche Grenzen für immer abgegrenzt; denn es umfaßt jetzt den ganzen Erdball. Fast alle Völker der Erde sind bereits in „Gruppenberührung“ zu einander getreten, kein neues Volk wird mehr in den Kulturprozeß einströmen und einen so tiefen Rück- schlag verursachen, wie dies z. B. beim Untergang der Antike durch das Auftreten neuer Völker geschah. Die nahe sich die Völker schon getreten sind, das zeigt z. B. der Weltpostverein, ferner, als ein äußeres Zeichen, die Verdrängung der Nationaltracht durch eine allgemeine Uniformierung. Auch eine allgemeine Weltsprache macht sich täglich mehr als eine Kulturnotwendigkeit fühlbar. Da nun alle Völker der Erde bereits in so engen Beziehungen und Ver- bindungen stehen, muß die internationale Organisation dieser Völker, die vernünftige Anordnung der ganzen Welt ein immer heftigeres Bedürfnis werden; und gerade das gütig- gehörende Weltrecht und der gegenwärtige lebendernichtende euro- päische Krieg (Folgen der letzten jähen aufsteigenden Entwicklung) werden früher oder später die Völker in die Bahn dieser ungeheuer langen lateralen Entwicklung hineinführen.

6. Auch die Ausnützung der Erde muß einmal eine obere Grenze, ein Optimum, erreichen, das sich nicht mehr übersteigen läßt. Eine endliche Fläche kann keine unendliche Frucht ergeben. Es muß also auch die Bevölkerung der Erde schließlich stabil werden und einen Dauerzustand erreichen, wie wir ihn schon bei solchen Naturvölkern, die einen bestimmten Raum nicht überschreiten können, kennen- gelernt haben.

Solche und andere Gründe sprechen dafür, daß sich die Kultur- entwicklung einem Dauerstadium nähert; doch darf dieser Dauer- zustand nicht als eine Art Stillstand verstanden werden, sondern als langdauernde Epoche lateraler Entwicklung, in der sich die Völker auf der höchsten Kulturstufe dieser immer mehr anpassen und in einem Zustand immer zunehmender Harmonie und Ordnung gefangen. Und da astronomische Gründe es möglich erscheinen lassen, daß der Mensch auf der Erde noch Jahrmillionen leben kann, so wird man vermuten dürfen, daß diese Entwicklung zu einer immer höheren Ver- vollkommnung des Menschengeschlechts führen kann. Dieser Gedanke hat offenbar eine große Ähnlichkeit mit dem alten und weitver- breiteten Volksglauben vom tausendjährigen Reich, von einem plü- zlichen Zeitalter, das nach langen Mühen und Leiden dem mensch- lichen Geschlecht in der Zukunft winkt und sich über Tausende von Jahren erstrecken soll. Doch nicht nur die Volkspopularität hat sich diesen schönen Gedanken angeschlossen, sondern auch bedeutende Denker, wie E. Mill, Herbert Spencer, Joseph Bekoldt u. a., haben ihn philosophisch zu begründen versucht.

Allerdings wissenschaftlich beweisen läßt sich dieser Gedanke, die Aussicht auf ein „Millenium“, bis jetzt nicht. Wenn ich ihm trotzdem einige Worte gewidmet habe, so geschah dies, erstens, weil ich diesen Gedanken von allen edlen und hohen Ideen, die je in einem menschlichen Gehirn aufgeblüht sind, für einen der höchsten und größten halte. Zweitens, weil die laterale Betrachtungsweise der Phasenmethode diesen Gedanken, wie ich glaube, in ein ganz neues Licht zu stellen vermag. Und dem ästhetischen und wissen- schaftlichen darf ich noch einen praktischen Grund beifügen:

Die Verwirrung und Unordnung unserer gegenwärtigen jähen Uebergangszeit hat viele dem Kulturpessimismus und dem Quietismus in die Arme getrieben. Als nun gar der europäische Krieg ausbrach und sich ein allgemeines Menschenschicksal monate- und jahrelang über ganz Europa hinweg, da glaubten viele und gerade feinerer Naturen, daß man am Fortschritt der Kultur und an dem Schicksal des Menschengeschlechts ver- zweifeln müsse. — Ich denke, die vorhin gesprochenen Er- wägungen zeigen, daß man die gegenwärtige Lage auch anders betrachten kann. Wenn schon die Anzeichen auf der Stufe der In- stellen durch eine lange laterale Entwicklung es vermöchten, ihren Staat fast zu einem Ideal der Vollkommenheit auszubilden, sollte es den Menschen durch dasselbe Mittel nicht auch gelingen können? Wenn ein einziges Jahrhundert, das neugebente, allein die Abschaffung des Feudalismus und der Hörigkeit, das Waidmännereit- alter, Geschworenengerichte, Pressefreiheit, die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht gebracht hat, kann man dann abspredend urteilen wollen über die Fortschritte, die in hundert, in tausend, in hunderttausend Jahren gemacht werden? Freilich, der Alltags- mensch, der in der Rot und dem Getriebe seiner Zeit ganz aufgeht, wird in diesen finstern Dämmern fast die den Blick zu lichteren Höhen erheben, ihm wird der Gedanke, daß auf Erden je einigermaßen vernünftige Zustände herrschen könnten, nur ein bitteres Lächeln abdrücken. Aber sich aber den soziologischen Blick erworben hat, d. h. wer die ungeheuren Fortschritte der Vergangenheit von den ersten noch halbthierischen Anfängen bis auf unsere Zeiten kennt, der wird auch mit anderen Augen in die Zukunft schauen.

Unser herborragendster deutscher Gesellschaftsforscher, H. Müller- Lyer, hat vor seinem Tode noch einige Bände seiner Gesellschafts- lehre vollenden können, als erster erscheint jetzt davon (im Verlag von A. Langen, München) Die Fähhung der Kernen, der die gesellschaftliche Zustand und das Bevölkerungsproblem be- handelt. Der etwas fremdartig klingende Titel will sagen: der Mensch wird lernen, sich die sein Schicksal bestimmenden Mächte (hier vor allem: die Jugendwahl, die Erziehung und Erbfolge) unter- tanig zu machen. Das in wirklich gutem Sinne populäre und doch tief scharfende Buch ist erfüllt vom Glauben an die Menschheit — trotz alledem, wie das hier wiedergegebene Schlusskapitel zeigt.

Die Kunst.

Ein genialer Bildhauer wurde einst gefragt: „Wie kann die Kunst mit der Revolution überein- stimmen?“

Er zog in seinem Atelier den grünen Vorhang zurück und sagte:

„Seht!“

Und er zeigte ihnen eine Marmorstatue. Sie stellte einen Sklaven dar, der mit ungeheurer Anstrengung seines ganzen Körpers die ihn bindenden Fesseln zerrt.

Und einer der Betrachter sagte:

„Wie schön ist dies!“

Der zweite sprach:

„Wie sehr entspricht es dem Leben!“

Der dritte aber rief:

„Oh! Nun begreife ich die Freude des Kampfes!“

A. Rupin.

Das Bild als Narr und Heher.

Ferdinand Avenarius hat seiner schon vor längerer Zeit er- schienenen Dokumentensammlung „Das Bild als Verleumder“, das eine Reihe interessanter, zum Zweck antiker Propaganda vor- genommener Bildfähhungen nachweist, ein zweites Werk, „Das Bild als Narr“, folgen lassen. Es enthält nahezu 400 Abbildungen, eine zusammenfassende Auswahl feindlicher Karikaturen. (Herausgegeben vom „Kunstwart“ bei G. Call- wey, München.)

Das Titelbild ist gut gewählt. „Le bourgeois de crano“ (die Schädelanstreifer) von Tel aus dem „Homme enchainé“ Clemenceaus; Zeitungsfelendes Publikum, Männer, Frauen, Kinder mit dem Zeitungswort ballonartig aufgetriebenen Köpfen. Das Buch, dessen Papier eine treffliche Wiedergabe der Bilder gestattet, eröffnet die Reihenfolge mit dem Anti-Kriegsbild der „Assiette au beurre“ (eines französischen Seitenstückes zum „Simplexsimus“) vom Jahre 1901. Eine kaum zu überbietende kriegsfeindliche Tendenz zeichnet die Steinzeichnungen Hermann Pauls aus. Kann etwa mehr erschütternd als der Knabe, der vor einer Reihe Gefallener steht mit den Worten: „Lauter Papas!“? Das Heft ist mehr als das, was Avenarius von ihm hält, es ist ein Dokument der Menschlichkeit. Von gleichem Wert ist ein Buch der weiteren Bilder; einen Teil der Zeichner, eben auch den künstlerisch feinsten (Raemaekers, Paul), entzündigt das Gefühl der Empörung des Kultur- menschen gegen den Krieg, mag es auch in seiner maßlosen Un- gerechtigkeit und Versteinertheit nicht zu rechtfertigen sein.

Die zweite Serie sucht zu beweisen, daß man sich vor dem Kriege auch in den Ententeländern darüber klar war, daß die Ge- fahr des Krieges nicht nur von einer Seite heraufbeizubringen wurde. Besonders die englische Politik und ihre Moral erfährt von franzö- sischen, italienischen, amerikanischen Karikaturisten eine heizende Ironie. Das Unbehagen französischer Zeichner am russischen Bünd- nis kommt zum Ausdruck.

Zum Kapitel „Das vielsichtige Amerika“ sind Avenarius' kenn- zeichnende Gegenüberstellungen amerikanischer Zeichner gelungen. Hier der betende Samuel in der Kirche; die Fenster leuchten; Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Auf der Rückseite ein Mann, der auf eine Wand schreibt: Wir meinen Geschäft. Was natürlich nicht nur für amerikanische Kapitalisten zutrifft.

Dann legt ein trauriges Kapitel ein und zugleich ein dümmes. Die Beschimpfung, das Lächerlichmachen des Gegners, seiner Sol-

daten. „Le Mire“, „Le Journal“ und Gustave Herbes „Guerre sociale“ (Sozialer Kampf!) laufen sich gegenseitig den Haß ab. Da humpeln die altertümlichen deutschen Soldaten an Kradschäden her, eine ganze Kompanie ergibt sich zwei Kindern, die ein — Osenjahr auf sie angelegt haben, unerträglich sind die Variationen jener Bilder, die deutsche Soldaten auf der Flucht oder mit er- hobenen Händen zeigen. Der nahe liegende Gedanke, wie be- schämend es für den Französischen Soldaten ist, daß er mit diesen Jammergestalten nicht fertig wird, scheint den Zeichnern ent- gangen zu sein. Bemerkenswert muß, daß man sich gerade auf diesem noch ziemlich harmlosen Gebiete in Deutschland auch ein übriges geleistet hat.

Immer tiefer werden die Gründe der Gefühllosigkeit aus nationalisierender Verblendung, die die uns Avenarius hineinführt. Zum unverschämtesten gehört die Beschimpfung der Wehrlosen, der deutschen Gefangenen. Bilder von erschreckender Gemeinheit, von unfähiger Niedrigkeit der Gesinnung sind dabei. Könen schließlich sich Offenbarungen über die Freude am deutschen Hunger an, die um so ekelhafter wirkt, als Franzosen und Engländer in der Folge bei der grauenvollen abernen Darstellung angeblicher, den Stempel der Lüge auf der Stirn tragender Greuelthaten ein hohes Maß von Sentimentalität beweisen. Geiß, witz- und geschmacklos. Gut- und Speißbilder steigern sich zu solchen, deren Wahnsinn schließlich nicht weiter als die Verberität ihrer Urheber offenbart. Bilder wie, die den Kaiser als Menschenfresser und Menschenbläser in Tätigkeit zeigen (S. 194, 195) sind Do- kumente zum Schauern dafür, wie furchtbare geistige Verber- rungen die Kriegesphosphore anzuzünden vermag. Sie bieten den äußersten Kontrast zu jener gedankenlosen Verniedlichung des Krieges, für die uns Avenarius gegen Schluß seines Buches einige Belege bietet. Der Krieg mit Damengesch und aus der Kinderbuchperspektive wird leider auch in Deutschland als Bild- motif sehr hoch geschätzt.

Lübars.

Die Vorortzüge der Nordbahn bringen uns nach Badmanns- lust. Vom Bahnhof folgen wir dem nach Lübars führenden Feld- wege, auf dem wir die 1/2 Stunde entfernte Fingelei Lübars er- reichen. Der in der Fingelei abgebaute Ton ist sogenannter Septarien- ton, der der dritten Stufe der Erdgeschichte, dem bereits zur Kreide gerechneten Tertiar entstammt. Die Bezeichnung Sep- tarien- ton rührt von inoffenformigen Gebilden (Septarien) her, die in ihrem Innern durch Risse in Kammer geschieden (septum = Scheide) sind. Die Risse und Sprünge sind meist mit kleinen Kri- stallen von braungelbem Kalzium phosphat besetzt. Auf der Erdoberfläche sehen wir die Reste dieser Septarien amherliegen. Der Septarien- ton wurde in einem Meer vor etwa 180 bis 200 Metern Tiefe ab- gelagert. Die in ihm gefandenen Ueberreste der in solchen Teilen lebenden Muscheln, Schnecken und Fische geben den Beweis dafür. Bei aufmerksamem Suchen fällt es uns nicht schwer, derartige Be- weise auch selbst zu finden.

Bis auf die Tiefe der Tongrube können wir leider nicht vor- dringen, denn die Grube hat sich mit Wasser angefüllt, das nicht ausgepumpt wird, da die Fingelei ihren Betrieb stillgelegt hat.

Wir folgen der Landstraße nach Lübars. Links zieht sich das Tal des Tegeler Fließes hin, dessen breite Sohle völlig eben ist. Jenseits des Dörchens senkt sich der Weg fast bis zum Talgrund herab. Aus den Talhängen rieseln Quellen und eilen über den Weg, dem Fließ zu. Der Weg steigt wieder an und bietet uns eine schöne Uebersicht über das Tal.

Das eigentliche Fließ ist nur ein schwaches Rinnsal im Ver- hältnis zur Breite des Tals. Ehedem, als die eiszeitlichen Eis- massen schmolzen, füllten die Wasserflüssen das Tal jedoch völlig aus, und das Fließ führte als flutähnlicher Fluß die gewaltigen Schmelzwassermengen dem großen Urstrom zu, der sich in dem Warthau-Berliner Urstromtal dahinschälte. Bei Tegel mündete er ein. Als sich die Schmelzwasser verlaufen hatten, verlandete der Fluß. Hin und wieder bemerken wir in dem Talboden Torfstübe. Der Torf entstand aus den Ueberresten der Pflanzen, die vom Meer aus immer weiter in das Wasser vordrangen, beim Absterben zu Boden sanken und diesen allmählich erdhoben, bis der Wasserpiegel zum größten Teil verschwunden war. So entstand ein Moor, auf dem sich die Schwarzerle ansiedelte und Bruchwälder bildete. Dieser Baum liebt einen derart fruchten Boden. Wir sehen in unserem Tal nur vereinzelte Stellen, die mit Erlen bestanden sind. Sie sind die Ueberreste des Waldes, der einst das ganze Tal einnahm. Man hat ihn ausgerodet und das Gelände in Wiesen umgewandelt. Durch die jährliche Mahd wird das Aufkommen des Baumwuchses unmöglich.

Die Verhältnisse, die hier der Mensch durch seine Eingriffe künstlich geschaffen hat, werden bei manchen Flüssen und Strömen durch natürliche Umstände bedingt. In der Wache, Warthe, Oder, Elbe z. B. besorgen Eisgang und Hochwasser, die sich regelmäßig in jedem Jahr einstellen, eine natürliche Mahd. Baumwuchs kann unter solchen Umständen nicht gedeihen, so daß sich natürliche Wiesen an beiden Seiten des Stromes ausdehnen.

Wir kreuzen die Eisenbahn nach Liebenwalde und Groß-Schöne- bed, die in einem tiefen Einschnitt die Hochfläche durchschneidet. Der Weg führt jetzt auf der Hochfläche hin. Links liegt im Tal Schildow, während sich von rechts die Mischfelder bis ziemlich an den Tal- rand erstrecken. Der Weg bringt uns an die Chaussee, der wir gen Süden über Blankenfelde nach Nordend folgen. Sie führt meist durch Mischfelder, die das eigenartige Bild der hügeligen Landschaft stark beeinträchtigt haben. Von Nordend gehen mehrere Straßen- bahnhöfen über Modersdönhäusen und Panlow nach Berlin zurück.

Notizen.

— Vorträge. Heute Sonntag in der Urania letzte Wiederholung des Vortrags „Die Kaperfahrten des Volk“. Vom 8. bis 20. Juli bleibt das Institut geschlossen.

— In der Trepow-Sternwarte findet Dienstag, 7 Uhr, ein Lichtbildvortrag über „Bewohnbarkeit der Welten“ statt. Mittwoch, 8 Uhr, spricht Max Reinisch über „Klassische Wan- derungen an den Gefahren des weltlichen Mittelmeeres“.

— Das Deutsche Obernhaus hat die dreitausend Oper „Magdalena“ von Rich Koennede zur Aufführung er- wunden. Die Dichtung stammt von dem jungen Dramatiker Hans Heinz Dingelmann, sie handelt die Nähe vom Kreuzstabe Christi und führt in den Widerspruch des Christentums und des Judentums.

— Der Aufschwung der Volksbibliothek. Die freien Volksbibliothek haben jetzt einen Mitgliederbestand erreicht, daß sie sich mit Aussicht auf die zur Verfügung stehenden Plätze jetzt noch weiter erhöhen können. Für das bevorstehende Vereinsjahr ist noch die Aufnahme von weiteren 10000 Mitgliedern vorgesehen, jedoch auch diese Zahl ist bereits nahezu erreicht.

— Eisenbahn-Bibliotheken. Die dänische Aktien- gesellschaft für Eisenbahnbibliotheken hat im Verein mit dem dortigen Schriftsteller-Verband eine neuartige Aktion in die Tat um- gesetzt. In diesen Tagen werden zum ersten Male in den Abteilen erster und zweiter Klasse moderne Bücher zur allgemeinen Ver- mung ausgelegt. Zeigt es sich, daß die Neueinrichtung Anklang findet, so soll sie auch auf die dritte Klasse ausgedehnt werden. Man hofft, daß durch die so geschaffene Jugbibliothek das Niveau der Reiseliteratur gehoben wird, und daß zugleich die modernen Schriftsteller neue Freunde und Käufer finden.

— Die Leibniz-Medaille wurde, wie in der gemobten Festsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften am Leibniz- Tage verkündet wurde, an den Präsidenten der Reichsbank Hoven- stein verliehen für seine vorbildlichen Leistungen als Generalgeld- marschall. Er bekommt die Ausführung in Gold aber natürlich erst nach dem Kriege.